

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 63 (1992)
Heft: 7

Artikel: Tagung des Sozialdepartments des Kantons Luzern vermittelte wertvolle Impulse : die Lebensqualität im Heim wird immer wichtiger
Autor: Bischof, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Lebensqualität im Heim wird immer wichtiger

Von Kurt Bischof, Journalist BR, Luzern

Lebensqualität im Heim ist mehr als ein Schlagwort. Für das Wohlbefinden der Betagten und für die Akzeptanz der Heime in der Öffentlichkeit wird die Lebensqualität sogar immer wichtiger. An einer vom Sozialdepartement des Kantons Luzern organisierten Tagung wurde aufgezeigt, dass die Lebensqualität im Heim ganz konkret mit kleinen Schritten gefördert werden kann.

Hintergrund der Tagung war das 1991 veröffentlichte Altersleitbild für den Kanton Luzern. Dieses spricht sich mit Nachdruck dafür aus, dass der Qualität der Leistungen an Betagte besondere Beachtung geschenkt wird. Was aber heisst das konkret für die Heime? Gibt es neben der Qualität einer aufwendigen Pflege noch eine Lebensqualität? Fehlt es den heutigen Heimen an Lebensqualität bzw. wieviel kosten Massnahmen zur Vermittlung des Gefühls von Lebensqualität? Diesen und ähnlichen Fragen widmete sich die Tagung «*Qualitätssicherung in Heimen für Betagte*». Dazu konnte Tagungsleiter *Walter Gämperle* vom Luzerner Sozialdepartement über 100 Vertreterinnen und Vertreter von Heimen, Trägerschaften und Gemeinden begrüssen.

Heim ist immer eine Sondersituation

Die Bedeutung, die der Qualitätssicherung in den Heimen beigegeben wird, wurde dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der Luzerner Sozialdirektor, *Regierungsrat Klaus Fellmann*, die Tagung persönlich eröffnete. Er kam unverblümt auf den zentralen Punkt zu sprechen: Der normale Wohnort eines jeden Menschen sei immer noch die eigene Wohnung. Das Wohnen in einem Heim werde immer etwas Aussergewöhnliches sein, weil man gezwungen werde, mit Menschen zusammenzuleben, die man nicht selber ausgewählt hat. *Die Sicherung der Qualität in der Pflege wie auch der Lebensqualität insgesamt könne an der Tatsache nichts ändern, dass das Heim ein Notbehelf sei. «Aber dieser Notbehelf kann so erträglich wie möglich gestaltet werden»*, sagte Regierungsrat Fellmann. Deshalb müsse der Lebensqualität im Heim ein grosser Stellenwert beigegeben werden.

Individueller Prozess

Als eigentliches Hauptreferat dürfen die Ausführungen von *Dr. Hans-Dieter Schneider*, Professor für Angewandte Psychologie an der Universität Freiburg, bezeichnet werden. Er verstand es, die neuesten Ergebnisse der gerontologischen Forschung auf die Praxis zu übertragen. *«Wer Lebensqualität im Heim fördern will, muss sich um alle Bedingungen kümmern, die auf das Wohlbefinden einwirken»*, sagte Schneider einleitend. So individuell die Persönlichkeiten sind, so unterschiedlich ist bei allen Menschen der Alterungsprozess und entsprechend vielfältig sind die Vorstellungen von Lebensqualität. Von Bedeutung ist, dass unter Lebensqualität nicht nur Nahrung, Pflege und ein Dach über dem Kopf verstanden werden. *«Lebensqualität hat sehr viel mit dem ganz individuellen Wohlbefinden zu tun»*, sagte Schneider. Bei aller Individualität gibt es laut Schneider doch eine ganze Reihe von Bereichen mit Möglichkeiten zur Förderung der Lebensqualität. Der Referent sprach von *sechs Schwerpunkten* und ging zuerst auf die *Rehabilitation* ein. Dabei gehe es um die Einsicht, dass in jedem Alter das Training bestimmte Fertigkeiten fördern könne. Schneider ist sich bewusst, dass in den Heimen schon eine ganze Reihe von *Rehabilitationsangeboten* gemacht werden. Neben den *bekanntesten Programmen wie Ergo- oder Physiotherapie* müssten in den Heimen noch *verstärkt Gedächtnistrainings*

durchgeführt werden. Ideal ist dabei, wenn subjektiv wichtige Fertigkeiten nicht in speziellen Sitzungen trainiert werden, Schneider konkret: *«Wenn schon Kochen für Senioren, dann bitte nicht in der Versuchsküche, sondern in der Heimküche»*.

«Leute, kommt ins Heim»

Als zweiten Schwerpunkt zur Förderung der Lebensqualität im Heim nannte Professor Schneider die *Sozialkontakte*. Dabei falle ins Gewicht, dass jeder Mensch seinen Nutzen maximieren wolle, bei der Wahl des Sozialpartners gegenseitige Abhängigkeit bestehe und *nur ausgeglichene, gleichwertige Beziehungen Überlebenschancen* hätten. Daraus folgerte Schneider, dass die Heimbewohner über irgendwelche Ressourcen verfügen müssen, die sie *für den Aussenstehenden interessant machen und einen Nutzen vermitteln*. An konkreten Beispielen nannte Schneider ein *besonders heimeliges Zimmer*, einen *beneidenswerten Ausblick*, eine *tolle Cafeteria* oder auch die *Abgabe von Essensbons an Aussenstehende*. Wichtig ist, dass die Heime auch selber versuchen, Leute von «draussen» in das Heim zu «locken».

Den dritten Schwerpunkt bezeichnete Schneider als *«Kontrollüberzeugungen»*: Wer überzeugt sei, er könne seine Lebenssituation beeinflussen und werde nicht fremdbestimmt, ist aktiver und erfolgreicher. Deshalb Schneiders Bitte an die Heime: *«Leisten Sie sich den finanziellen Mehraufwand und ermöglichen Sie den Bewohnern, am Mittag zwischen zwei Menues auswählen zu dürfen.»*

Ansehen und Status

«Die Rolle der Heimbewohner bietet wenig Anlass zu Stolz», sagte Schneider, obwohl das Leben jedes Menschen durch das Streben nach Status und Ansehen geprägt sei. Deshalb müsse ein vierter Schwerpunkt in der *Förderung des Ansehens* liegen. Schneider empfiehlt angesehene Rollen zu fördern, durch *Ämter im Heim* und durch Massnahmen, damit das *Heim in der Öffentlichkeit geschätzt wird*.

Der fünfte Schwerpunkt liegt beim *Lebenssinn*; dieser ist eng mit der Wertvorstellung verbunden. Heime können einerseits das Verständnis für die unterschiedlichen Werte der verschiedenen Generationen fördern und andererseits den Bewohnern Gelegenheiten bieten, um ihren «alten» Wert zu leben. Zuletzt erwähnte Schneider den *Schwerpunkt der Kontinuität*. Weil der Heimeintritt immer einen Wechsel bedeutet, sollten die Heime das Leben der Bewohner mit vielen positiven Seiten anreichern und möglichst viele Erlebnisse schaffen, die eine Fortführung der Zeit vor dem Heimeintritt darstellen.

Lebensqualität und die Frage nach den Kosten

Wird dann der Heimbetrieb noch teurer, wenn jetzt auch noch Massnahmen zugunsten der Lebensqualität ergriffen werden

müssen? Diese Frage stand nach den fundierten Ausführungen Schneiders unausgesprochen im Raum. Peter Bürgi, Heimleiter des Pflegeheims Bärau/BE, lieferte in seinem Referat die Antwort. Er stellte sich auf den Standpunkt, dass die *Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme immer im Kontext mit ökonomischen Faktoren gesucht werden muss*. Bürgi verglich das Heim mit einem normalen Haushalt, der die persönlichen Bedürfnisse jedes einzelnen sichert und aus einem selbstverständlichen Geben und Nehmen aller besteht. Das gilt auch für das Heim: *«Die gemeinsame Nutzung materieller Angebote ist auch in unserem individualistisch geprägten Zeitalter sinnvoll und kann gerade im Alter emotional von grosser Bedeutung sein.»* Denn schliesslich, so Bürgi, müsse sich ein Heim von einem Spital oder Hotel klar unterscheiden.

Bürgi verglich das Heim nicht nur mit einem Haushalt, sondern als Wirtschaftseinheit auch mit einer Unternehmung. Hier wie dort gehe es um einen effizienten Einsatz der Ressourcen, um ein Gleichgewicht zwischen Mitteln und Ansprüchen. Peter Bürgi plädierte für die *vermehrte Wahrnehmung von Management- und Führungsaufgaben in den Heimen*. Untersuchungen anhand der Kenndaten des Vereins bernischer Alterseinrichtungen (VBA) hätten gezeigt, dass sich die heute feststellbaren gewaltigen Kostenunterschiede zwischen den Heimen nicht in Qualitätsunterschieden bemerkbar machen müssen. *«Mancherorts sind noch beträchtliche Sparpotentiale vorhanden, die ohne Leistungsabbau genutzt werden können.»*

Flexibilität in der Architektur

Dass die Lebensqualität, das Wohlbefinden in einem Heim, von der Architektur wesentlich beeinflusst werden kann, bestätigte die Architektin *Monika Jauch-Stolz*, Luzern, in ihren Ausführungen. *«Das Heim muss eine Art Chamäleon sein – es muss so sehr verwandlungsfähig sein, dass es verschiedene Szenerien beinhalten und bieten kann.»* *Da ein Heim für die Bewohner vielfach die «ganze Welt» darstelle, müsse es sowohl Stadt, Quartier, Wohnung als auch Zimmer sein*: Das ganze Heim mit seinen verschiedenen Funktionen sei die Stadt, die Aufenthaltsbereiche stellen das Quartier dar, der Korridor die Strassen und die Aufenthaltszonen die Plätze, schliesslich gilt das Zimmer als Wohnung. Daraus formulierte Monika Jauch-Stolz die Anforderung von vielfältigen Nutzungen. Konkret müsse die Architektur die Voraussetzung schaffen, damit beispielsweise die Zimmertür als Haustüre wahrgenommen werden könne und das Zimmer schon vor der Haustüre beginnen dürfe. Durch die bauliche Gestaltung seien Wohnlichkeit und Lebensqualität förderbar. Eine von der Architektur her möglichst grosse Flexibilität liege aber nicht nur im Interesse der Heimbewohner, sondern auch der Trägerschaft, die aktuell auf neue Anforderungen reagieren sollte.

Qualität nach aussen

Auf die Wechselwirkung zwischen der Qualitätssicherung im Innern und der Ausstrahlung nach aussen sowie der Akzeptanz in der Öffentlichkeit ging *Hans-Rudolf Salzmann* anhand des von ihm geleiteten Alters- und Pflegeheims Herdswand in Emmenbrücke ein. Nach einem schlechten Start des Heims mit Führungskrisen und Kündigungen sei ein systematischer Qualitätssicherungsprozess in Gang gesetzt worden. Dieser Prozess bedeutete für die Qualitätssicherung nach innen: *Transparenz durch Information, klare Führungspolitik, Mitsprache des Personals und der Heimbewohner sowie zwecks Umsetzung des Leitbildes ein klarer Stellenplan*. Zum Qualitätssicherungsprozess nach aussen gehörten: Leitbild, Transparenz, offenes Haus, Stützpunktfunktionen, Medienarbeit und Vertretung des Heims nach aussen. Salzmann durfte festhalten, dass es die *«Herdswand»*

dank diesem Prozess geschafft hat, ihren Ruf in der Öffentlichkeit zu korrigieren.

Weiterbildungskonzept für jedes Haus

«Qualitätssicherung kann letztlich nur durch permanente Fort- und Weiterbildung garantiert werden», sagte *Dr. Marcel Sonderegger* vom Verband Christlicher Institutionen (VCI). Dafür müsse jedes Alters- und Pflegeheim ein Weiterbildungskonzept erstellen. Auszahlen werde sich der Weiterbildungserfolg in einer besseren Problembewältigung, der erhöhten Identifikation mit dem Betrieb und der grösseren Lernbereitschaft. Sonderegger meinte, dass gerade bezüglich Qualitätssicherung der Verzicht auf Weiterbildung bedeutet: *«Stillstand ist Rückschritt»*.

Höhere Fachausbildung, Stufe I, SBK, Bereich Langzeitpflege

Die aktuelle Situation im Bereich der Langzeitpflege ist von vielfältigen, zum Teil sich scheinbar widersprechenden Einflussfaktoren und Herausforderungen gekennzeichnet.

Die Weiterbildung «Höhere Fachausbildung, Stufe I, SBK, Bereich Langzeitpflege» soll in dieser Situation berufliches Wissen vermitteln bzw. vertiefen, welches die Weiterentwicklung der Pflege innovativ unterstützt.

Inhalt der Weiterbildung

Die Weiterbildung geht davon aus, dass folgende wichtige Handlungsbereiche der Langzeitpflege unterschieden werden können:

- Langzeitpflege und Pflegeforschung
- Person und berufliche Rolle
- Teamentwicklung und Institution
- Arbeits- und Lerntechnik
- Öffentlichkeitsarbeit

Zielgruppe

Die höhere Fachausbildung richtet sich an alle Pflegepersonen, welche einen Fähigkeitsausweis SRK oder ein Diplom SRK in Krankenpflege erworben haben, seit Abschluss der Ausbildung mindestens 2 Jahre in einem Bereich der Langzeitpflege tätig sind und sich nicht primär führungsorientiert, sondern fachlich weiterentwickeln wollen.

Kursgestaltung

Die Weiterbildung verläuft berufs begleitend über max. 24 Monate. Sie umfasst 400 Stunden, verteilt auf Blockkurse, Praxisbegleitung, Projektgruppen und Lernbegleitung am Arbeitsplatz.

Kursbeginn: Januar 1993

Anmeldung: bis 31. Oktober 1992

Kursunterlagen mit Anmeldeformular sind erhältlich bei:



Fachstelle für Fortbildung,
Brauerstr. 60, 8004 Zürich,
Tel. 01 242 99 39